



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 10.
Die Wohnungsgenossenschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Geschichte, der Philosophie, der religiösen Betrachtung, der Mathematik, der Technik der Griechen enthält und so den Beweis liefert, was überall von diesem Volke geleistet worden ist. Man kann leider von einem solchem Werke befürchten, daß es zu einer Art Propaganda benutzt wird. Propaganda aber bleibt gegenüber der mit Recht oft kritisch denkenden Jugend der obern Klassen ein etwas gefährliches Ding. Es kann hier wie mit dem Patriotismus gehn. Die stete begeisterte Hervorhebung dessen, was unser Volk geschaffen habe, begegnet leicht, wenn nicht dem Unglauben, so doch dem kritischen Zweifel, den wir nicht hinweg pädagogisieren können noch dürfen, den wir nur durch die ruhige Vorführung der Thatsachen im voraus widerlegen können. So könnte es auch hier gehn. Je weniger aber die reifern Schüler eine Tendenz merken, desto mehr wird sie die Gewalt der Thatsachen überzeugen. Eine Wissenschaft aber, deren moderne Fortschritte ihnen in der Mathematik- und der Physikstunde vor die staunenden Augen geführt wird, historisch zu begreifen, ist die Mehrzahl noch nicht imstande; das vermögen ja nicht einmal alle Erwachsenen. Aber das kann jeder Schüler begreifen, was in unsrer Kultur von der antiken lebt. Das sind nicht nur die neu auf die mittelalterliche Anschauung gefropften Reiser des Humanismus, die etwas hypertrophisch gewachsenen Blüten eines historisch betrachtet durchaus unverächtlichen Klassizismus, das ist vielmehr Saft und Trieb innerhalb der mittelalterlichen, innerhalb auch der modernen Kultur, die Versekung altgriechischer Kraft, das ist innerhalb unsrer Kultur das Fortleben der hellenischen Kultur. Der Genius eines Volkes aber, das solches geschaffen hat, redet nur im Naturlaut seiner Sprache, die er selbst erzeugt hat; diese Sprache aber verbannen heißt nicht etwa nur eine reine Quelle des Schönen verstopfen, ehe man auf andern Gebiete belebender Trank gefunden oder mühsam erbohrt hat, sondern heißt die Quelle unsrer Kultur überhaupt verschütten.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

10. Die Wohnungsgenossenschaft



rudchen Leverkühn war ein hübsches, junges, strebsames Mädchen. Sie war mit Pensionsberechtigung angestellte Lehrerin an der städtischen Bürgerschule und bewohnte eine Mansardenstube vier Treppen hoch in Altermiete bei einem Schuster. Diese Wohnung, die vier Treppen, und der Schustergeruch, der gar nicht fern zu halten war, und der jedesmal vom Vorfaal herein quoll, wenn die Thür geöffnet wurde, waren der schwarze Punkt ihres Lebens. Sie hatte gethan, was sie konnte, ihre „Bude“ zu verschönern, sie hatte alle ihre Ersparnisse in hübschen Möbeln angelegt und die Wände mit Bändern, Brandmalerei und Kerbschnittwerken verziert, aber hatte es dadurch nicht ändern können, daß die Wände schief und die Tapeten ver-räuchert waren. Und sie hätte doch gar zu gern ein wenig Komfort um sich gesehen, wie sie es aus der Zeit, wo ihr seliger Vater noch lebte, gewöhnt war. Aber konnte sie mit ihren neunhundert Mark hoffen, je eine Wohnung zu finden, wie sie sie gern gehabt hätte? und mußte sie nicht Gott danken, daß sie wenigstens eine sichere Lebensstellung gewonnen hatte?

Dies hatte sich Trudchen Leverkühn wieder einmal gesagt, und darauf hatte sie sich resigniert ihren Studien zugewandt.

Vor ihr lag aufgeschlagen: F. W. Grandners Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage. Man fragt: Was hat Trudchen Leverkühn, die alle Monate ihre fünf- undsiebzig Mark auf der Stadtkasse bar und richtig erhob und in der Zwischenzeit ihre Mädchen im Lesen und Schreiben unterwies, mit Nationalökonomie zu thun? Aber man würde mit dieser Frage den wissenschaftlichen Bildungstrieb der Schülerinnen des Reichenauschen Seminars unterschätzen. Der Direktor dieser Anstalt hatte es verstanden, bei seinen Schülerinnen einen wahren Bildungshunger zu erwecken. Sie waren an der Hand des Meisters eingetreten durch das so vielen verschlossene Thor der höhern Wissenschaft und hatten Metaphysik und mathematische Psychologie studiert. Trudchen Leverkühn fürchtete sich auch nicht vor einer Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage. Und da die Nationalökonomie nun einmal zeitgemäß war, so studierte sie sie mit Eifer.

Es ist wahr, das Buch war sehr gelehrt. Der Verfasser behandelte die wirtschaftlichen Erscheinungen als Kräfte. Er brachte alle diese Kräfte auf Krasteinheiten und rechnete mit ihnen unter Zugrundelegung des Gesetzes vom Parallelogramm der Kräfte. Alle wirtschaftlichen Hemmungen und Störungen erklärte er aus der Divergenz der wirtschaftlichen Kräfte, dagegen lehrte er den Parallelismus der Ziele und kam zu dem Resultate, daß das Heil der Welt in der Koalition liege. Bei dieser Zusammenfassung der Kräfte ergab sich nun, wie rechnerisch nachgewiesen wurde, ein Ersparungskoeffizient von 0,8505. Wenn also der Jahresverbrauch einer Person, so wurde gezeigt, durchschnittlich 302,17 Mark beträgt, so haben zwei Personen, um zu derselben Kraftwirkung zu kommen, zwei Jahresbeträge, also 604,34 Mark multipliziert mit dem Ersparungskoeffizienten 0,8505, also nur 513,191170 Mark zu verwenden, drei Personen 771,006955 Mark. Es würden demnach drei Personen soviel wirtschaftliche Kraft entwickeln, als wenn sie statt 906,51 Mark 1065 Mark hätten.

Großartig! Wirklich großartig! Was die Wissenschaft heutzutage vermag, ist enorm! Zwar war nicht recht einzusehen, wie der Verfasser zu seinen Rechnungsunterlagen gekommen war, aber ausgerechnet hatte er unzweifelhaft richtig, bis auf die sechste Dezimalstelle.

Hierauf ging der Verfasser zu geschichtlichen Betrachtungen über, nämlich zu einer Historie der Koalition, die er von dem wirtschaftlichen Betriebe der alttestamentlichen Patriarchen über die altgriechischen Syzygien, über das mittelalterliche Mönchswesen bis zu den Volkstücken, zu den Konsumvereinen, den Klubbhäusern und dem amerikanischen Hotelleben der Gegenwart verfolgte. Das Resultat war dies: die natürlichste und erfolgreichste, weil auf strengem Parallelismus der Ziele gegründete Koalition sei die Ehe.

Hier schlug Trudchen Leverkühn unmutig das Buch zu, schlug auf den Tisch und sagte: Zum Kukuck, wenn ich hätte heiraten wollen, so hätte ich nicht nötig gehabt, so viel zu studieren. Dann hätte ich die Ermittlung des Ersparungskoeffizienten meinem Manne überlassen und Suppen kochen können.

In diesem Augenblick wurde nach heftigem Anklopfen die Stubenthür aufgerissen, und eine junge Dame, groß, männlich und mit kurzgeschnittenem Haar trat im Theaterschritte herein, während eine Welle Schustergeruch nachflutete.

Ah! Perfido! sang sie. Es waren die ersten Töne der großen Konzert- und Schreiaria, mit der sie in der Philharmonie in Berlin Erfolg gehabt hatte. Darauf ließ sie sich auf den nächsten Stuhl niederfallen, schleuderte ihren Hut in irgend eine Ecke und rief: Scheußlich!

Was ist denn scheußlich? fragte Trudchen.

Es ist einfach zum rasend werden. Man kann singen wie die Billi Lehmann und unterrichten wie die Marchesi, es hilft alles nichts. Meine vier Treppen steigen die Ohren nicht hinauf. Also wieder nichts. Aber ich kann mir doch keine herrschaft-

liche Wohnung im ersten Stocke mieten! Das wirft nicht ab. Nein, es ist scheußlich! scheußlich!

Fräulein Grossi (eigentlich hieß sie Große), entgegnete Trudchen etwas altklug, das erste ist, daß Sie sich abregen, und dann lassen Sie uns die Frage methodisch anfassen. Die Wissenschaft —

Ich bitte Sie um Gottes willen, unterbrach sie die Sängerin, bleiben Sie mir mit der Wissenschaft vom Leibe.

Erlauben Sie, sagte Trudchen. Unterschätzen Sie die Wissenschaft nicht. Wissen Sie zum Beispiel den Wert der Koalition zu schätzen? Die Koalition ist die wirtschaftliche Kraft des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ich soll mich wohl mit der Nechenberg-Zeising koalifizieren? Es ist schlimm genug, daß ich, anstatt auf den Höhen der Kunst zu wandeln, zu denen ich mich berufen fühle, mein Brot mit Singstunden verdienen muß, aber vor dieser schauderhaften Person, der Nechenberg-Zeising, zu Kreuz kriechen — niemals. Nein, lieber sterben als das!

Trudchen wurde immer erhabner. Sie ließ die Freundin austoben, kam auf ihre Wissenschaft zurück und sagte im Lehrton: Der durchschnittliche Lebensunterhalt einer Person beträgt bekanntlich 302,17 Mark —

Damit käme ich nicht aus, schaltete die Sängerin ein —

Ich auch nicht, fuhr Trudchen fort, aber der wissenschaftliche Wert ist nun einmal 302,17 Mark, für zwei Personen sind es 513, für drei 771 Mark. Das giebt ein Ersparungsverhältnis von — ich weiß nicht mehr, wieviel. Egal, es ist jedenfalls ganz riesig. Einzeln stehende Damen sollten sich also koalifizieren. Wissen Sie, Fräulein Grossi, wir sollten uns zusammenthun, eine Wohnungsgenossenschaft gründen und eine Familienwohnung zwei Treppen hoch mieten. Das kostete weniger, als wir beide einzeln zahlen, ich hätte ein hübsches Heim, und Sie kriegten Schülerrinnen. Und wenn es zu zweien noch nicht reicht, so koalifizieren wir uns zu dreien.

Fräulein Grossi staunte. Als sie den Plan begriffen hatte, sprang sie auf, holte ihren Hut aus der Ecke, stülpte ihn auf den Kopf und sagte: Kommen Sie, wir mieten uns eine Wohnung.

Aber heute abend doch nicht mehr, erwiderte Trudchen.

Das war richtig; für heute abend war es zu spät, dagegen noch Zeit genug, den Plan gründlich zu überlegen. Die Sängerin blieb also den Abend da. Man trank viele Tassen Thee und stellte als ausgemacht fest, daß, wenn man in gedachter Weise eine Wohnungsgenossenschaft gründe, kein Anlaß vorhanden sei, zu heiraten oder Familienanschluß (schrecklich!) zu suchen. Und so schwur man sich zum Schluß zu einem Nützlichbunde ein, umarmte sich und trank bei Thee Brüderschaft. Es war ein herrlicher Abend.

Am nächsten Mittag sagte Lieschen Probst zu ihrer Mama: Mama, aber heute war Fräulein Leberkühn zu komisch. Sie hat immer gelacht. Und in der Zwischenstunde hat sie mit uns getanzt. Und dann hat sie uns gefragt, ob wir wüßten, was eine — Koh — Kohlo — nazi oder so etwas sei — ich weiß nicht mehr. Es war was von Kohl drin — Und da hat Emmi Ninkleben gesagt, es wäre eine Verlobung. Und da hat sie Fräulein Leberkühn geküßt und gesagt, es wäre noch etwas viel schöneres als eine Verlobung. So dumm. Als wenn es was schöneres gäbe!

Währenddessen standen zwei junge Damen draußen auf der Straße und betrachteten das zweite Stockwerk des Hauses, wo in einem Fenster der bekannte Vermietungszettel zu sehen war. Man sah ihnen äußerlich nicht an, wie unentschlossen sie innerlich waren, und wie eine heimlich zur andern sagte: Geh du doch. Es war Trudchen Leberkühn und Leonore Grossi. Da sich nun herausstellte, daß die Sängerin trotz ihrer dramatischen Haltung die schüchternere war, so ging Trudchen voraus. Man klingelte, man ließ sich von Lieschens Mutter die Wohnung zeigen, man fand sie wunderschön und auch nicht zu teuer. Aber sie war

auf eine Genossenschaft von drei Personen berechnet. Gut, so nehmen wir eine dritte hinzu, sagte Trudchen. Die Vermieterin drang darauf, sich bald zu entscheiden, da noch andre Herrschaften — und so weiter —, und so entschloß sich Trudchen Leverkühn kurz und mietete die Wohnung.

In dieser Stunde begannen die Sorgen. Es war nicht so leicht, wie sie gedacht hatte, eine dritte Teilnehmerin zu finden. Ein Konfektionseuse oder so etwas durfte es doch nicht sein. Und auf die Anzeige im Blatte meldeten sich nur wenig Reflektanten. Endlich nach endlosen Verhandlungen und vielen Enttäuschungen, und nachdem Trudchen, weil sie doch die Wohnung gemietet hatte und also die Verantwortung trug, schon ganz nervös geworden war, endlich fand sich eine dritte Teilnehmerin, ein Fräulein Scherbitz, eine an der Hauptpostkasse angestellte Dame, die glücklicherweise nicht Uniform trug, aber so steif war, wie man es von einem ordentlichen Kassierer nur verlangen konnte. Man teilte also die Wohnung unter sich und befiel eine Kammer und die Küche übrig für den dienenden Geist.

Neue Sorgen. Gewisse alte Damen, die als maßgebende Personen angesehen werden müssen, und die von der Genossenschaft gehört hatten, erklärten, es sei unpassend, daß drei junge Mädchen allein und unbeschützt eine eigne Wohnung bezügen. Trudchen entrüstete sich, redete von unwürdiger Sklaverei, in der das weibliche Geschlecht gehalten würde, und fragte, warum man denn für die Studenten keine Anstandsdamen hielte, die brauchten es nötiger als sie. Aber was half es? Gegen Vorurteile kämpfen Götter selbst vergeblich. Eine Hausdame zu engagieren verbot der Ersparungskoeffizient, aber man konnte ja eine alte Köchin anstellen. Ging wieder nicht, denn es war unmöglich, die verschiedenen Interessen zu vereinigen. Trudchen konnte nur zwischen zwölf und zwei Uhr essen. Fräulein Scherbitz hatte bis fünf Uhr Dienst, und Eleonore Grossi wollte sich überhaupt an keine bestimmte Zeit binden.

Da erblickte unerwartet ein großes Glück. Von gewisser tantenhafter Seite wurde auf Jungfer Antonie, gemeinhin die berühmte Antonie genannt, aufmerksam gemacht. Besagte Antonie war bei dem Herrn Schloßprediger fünfunddreißig Jahre im Dienste gewesen und hatte ihrer Zeit jenachdem als Cerberus oder Mittelsperson eine große Rolle gespielt, ja sie hatte zu den Stützen der Schloßgemeinde gezählt, solange nämlich, als der Herr Schloßprediger lebte. Als dieser gestorben war, und man sich um andre Sonnen sammelte, wurde die zuvor unentbehrliche Antonie schnöde beiseite gesetzt, was ihr einen großen Schmerz bereitete und sie veranlaßte, ihre Meinung von dem Werte der Mitwelt sehr herabzusetzen. Also dieses Juwel wurde den drei Koalitionisten vorgeschlagen. Trudchen suchte klopfenden Herzens das Juwel auf und fand es in einer Bodenkammer eines Hinterhauses Kaffee trinkend. Sie trug ihr Anliegen vor und fand Erhörung. Nur eine Bedingung stellte Antonie, es müsse ihr erlaubt sein, alle Missions- und Bibelstunden zu besuchen. Dies wurde bereitwilligst zugestanden; aber Antonie erweiterte die Erlaubnis aus eigener Machtvollkommenheit auch dahin, zu allen Trauungen von Bedeutung und zu allen Begräbnissen von dritter Klasse an gehn zu dürfen. Sie war also reichlich viel abwesend.

Man zog ein. Jungfer Antonie erhielt ihre Kammer und ihre Küche, wofür sie die Verpflichtung hatte, gewisse häusliche Arbeiten zu verrichten und die Aufsicht über das Logis zu führen. Trudchen verwandte die freie Zeit einer ganzen Woche dazu, ihre Zimmer zu einem Schmuckkästchen zu machen, Fräulein Scherbitz behandelte ihr Zimmer geringschätzig, stellte ein paar alte edige Möbel hübsch ordentlich hinein und war fertig. Und Eleonore Grossi war sehr aufgeregt und machte viele Umstände, bis ihr Flügel endlich den richtigen Standpunkt gefunden hatte. Dann setzte sie sich hin, sang Wagner'sche Töne und ließ alles stehn und liegen, wie man es hineingetragen hatte. Hierauf erschien die berühmte Antonie, einen langen Strickstrumpf in der Hand. Sie blieb in der Thür stehn, sah sich die Unordnung mit mißbilligenden Blicken an und sagte: Fräulein, das muß ich

Ihnen aber sagen: Bei Ihnen sieht es ja aus, wie in Sodom und Gomorrha. Beim seligen Herrn Schloßprediger wurden immer erst die Strümpfe weggethan und dann gesungen.

Eleonore Grossi nahm keine Notiz von der Vermahnung. Worauf sich Antonie mit ihrem Strickstrumpfe zu Trudchen Leverkühn begab und sie für die Unordnung bei ihrer Freundin verantwortlich machte. Bei Schloßpredigers hätten sie jeden Morgen allemal erst Buße gethan, und dann hätte kein Mensch die Strümpfe auf dem Klavier liegen lassen dürfen. Was wollte Trudchen Leverkühn machen? Sie begab sich zu ihrer Freundin und stiftete Ordnung. Was ihr jedoch immer nur auf kurze Zeit gelang, denn Eleonore Grossi war gar zu genial und nicht dazu zu bringen, früh nach dem Kaffee allemal erst Buße zu thun.

Man konnte unmöglich das große Ereignis des Einzugs vorüber gehn lassen, ohne ein Einzugsfest zu feiern. Nach langen Verhandlungen fand sich ein Abend, der allen Beteiligten paßte. Trudchen Leverkühn hatte die Rolle des Familienhauptes übernommen. Sie hatte ihre Stube besonders schön geschmückt. Man sah eine bekränzte, durch Brandmalerei hergestellte Tafel, auf der die Zahl des Ersparungskoeffizienten 0,8505 prangte. Darunter lag F. W. Grandners Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage, und rechts und links davon standen die Photographien von zwei Professoren, die vielleicht in entfernter Weise mit der Sache in Verbindung gebracht werden konnten. Für Theegebäck war reichlich gesorgt, auf dem stummen Diener sang ein ansehnlich großer Theekessel, den Trudchen Leverkühns Mama gestiftet hatte. Um acht Uhr erschienen feierlich die beiden Geladnen, fünf Minuten darauf Jungfer Antonie ungeladnerweise. Man sah sich unwillig an und flüsterte sich zu, was denn die Person wolle, aber niemand wagte es, ihr zu sagen, daß sie nicht willkommen sei. Der Abend war zu schön, als daß man ihn sich durch so eine Person hätte verderben lassen sollen. Man ließ sie ihre länglichen Geschichten von dem seligen Herrn Schloßprediger erzählen und trank viele Tassen Thee. Sogar Fräulein Scherbiz taute auf und steckte sich eine Zigarette an. Zuletzt erhob sich Trudchen Leverkühn, hielt eine Rede über die Notwendigkeit der Zusammenfassung der Kräfte, über die Bildung von Familien der Unverheirateten und schloß mit einem Hoch auf die Freiheit.

Jungfer Antonie sah währenddessen mit mißbilligender Verwundrung von der einen zur andern und sagte, ohne mit ihrer Theetasse mit anzustoßen: Die Freiheit ist nämlich vom Teufel.

Was ist? fragte man lachend. Die Freiheit ist vom Teufel?

Ja, erwiderte die berühmte Antonie, angelegentlich auf ihren Strickstrumpf schauend, so sagte der selige Herr Schloßprediger. Und daß ichs nun sage, niemals ist beim Herrn Schloßprediger bis Glocke elf Thee getrunken worden, und niemals hat man mit den Theetassen auf dem Teufel sein Reich angestoßen.

Die jungen Mädchen hätten zerknirscht sein müssen, sie waren es aber nicht, sondern sagten sich vergnügt Gute Nacht und wünschten der Jungfer Antonie, daß sie vom Teufel träumen möchte. Dies hatte zur Folge, daß Jungfer Antonie den ganzen folgenden Tag eine strenge Miene machte, und daß sie noch weniger als sonst geneigt war, zu hören, wenn man etwas von ihre wollte.

So war also das große Werk gelungen. Wenn sich Trudchen, nachdem sie ihren Unterricht beendet und ihre Hefte korrigiert hatte, mit einem guten Buche in der Hand auf dem gemeinsamen Balkon in ihren Triumphstuhl setzte, so that sie es mit dem Selbstbewußtsein des kleinen Klaus im Märchen, als er mit sechs fremden Pferden pflügte und rief: Hü, alle meine sieben Pferde. So hatte sie sich in ihren kühnsten Träumen gedacht. Heil der Wissenschaft, Heil dem Ersparungskoeffizienten! Selbständig, unabhängig und doch nicht vereinsamt oder vier Treppen hoch in die Sphäre von Schustern verbannt! Dies war ein Teil der Lösung der Frauenfrage. Es genügt doch nicht, der Frau einen selbständigen Beruf zu schaffen, man muß die selbständigen Frauen zu Familien zusammenfassen,

zu Familien Gleichberechtigter, nicht zu Zwangsanstalten, in denen der Hausherr kommandiert. Es war unbegreiflich, wie man diese Zwangsanstalt als den Himmel auf Erden preisen konnte, und wie sich so viele Mädchen nichts Besseres wünschten als dies. Mein Trudchen Leverkühn lobte sich ihre goldne Freiheit. Und so sah sie mit überlegnem Wohlwollen auf ihre Kolleginnen herab, wenn sie unten auf der Straße vorübergingen, ohne eine Ahnung zu haben, wie gut sie es haben könnten, wenn sie Rationalökonomie auf rechnerischer Grundlage verstünden, und mit bedauerndem Mitleid auf Frau Rektor Heinrich, wenn sie mit ihrer Kinderschar auszog. Man sah es allerdings der Frau Rektor an, daß sie eine schwere Last zu schleppen hatte. Wenn aber Herr Gustav Vulpinus mit einer Blume im Knopfloche vorüberkam und schüchtern heraufgrüßte, so nahm sie eine wahrhaft erhabne Miene an und dankte mit großer Zurückhaltung. Was fällt dem Menschen ein? sagte sie zu sich. Fällt mir gar nicht ein, meine goldne Freiheit aufzugeben. Und überhaupt, ein Seifensieder, wenn er auch ein ganz anständiger Mensch ist. Habe ich darum soviel studiert, daß ich zuletzt Frau Seifensieder Vulpinus werden sollte?

Auch die beiden andern Teilhaberinnen der Genossenschaft waren zufrieden. Fräulein Eleonore Grossi bekam Schülerinnen, und Fräulein Scherbitz rühmte sich vor ihren Kolleginnen der nobeln Lage ihrer Wohnung, rauchte zu Hause Zigaretten und rückte ihre Stühle in eine tadellose Reihe.

Nur war der Himmel dieses Glückes doch nicht ganz wolkenlos. Jungfer Antonie war nicht dazu zu bringen, die Rükenthür zu schließen, und so gab es auf dem Korridor allerlei ordinäre Gerüche, was Trudchen durchaus nicht leiden konnte, und was sie nur zu sehr an den Schuster im vierten Stock erinnerte. Jungfer Antonie war zwar ihren eignen Reden nach ein Zuvel, aber in Praxi ließ sie es doch sehr an der Erfüllung ihrer Obliegenheiten fehlen. Zum Beispiel auf die Leiter steigen und Fenster putzen, das gab es nicht, das verbot ihr die Schamhaftigkeit durchaus.

Wer putzte denn aber bei Oberpredigers die Fenster? fragte Trudchen.

Das that die Minna. Diese war aber ein Weltkind, entgegnete Antonie.

Auch hielt sie es für unziemlich, wenn Fräulein Grossi Hoiahoh und Hojotthoh sang — sie übte die Walkürensjene —, das seien unchristliche Töne, und bei Schloßpredigers sei so etwas nie gehört worden. Oder wenn Fräulein Scherbitz eine Zigarette rauchte, oder wenn sich Trudchen vor allen Menschen draußen auf der Straße in den Triumphstuhl legte. Ja, diese Antonie fing an, eine wahre Tyrannei auszuüben, überall zu schulmeistern, in alles ihre Nase zu stecken und so zu thun, als wenn sie die Hauptperson im Hause sei. Und wenn man ihr etwas sagte, so waren ihre Ohren und ihr Verständnis gänzlich verschlossen. Was aber dabei das übelste war, jedes der drei jungen Mädchen versteckte sich hinter dem andern. Eleonore Grossi wütete, wenn sie mit den andern allein war, wenn sie aber der Antonie entgegen-treten sollte, verlor sie alles Walkürenhafte, Fräulein Scherbitz lehnte die Zummung, für die andern einzutreten, kühl ab, sie halte sich nicht für berechtigt, sich in die Angelegenheiten andrer einzumischen, und Trudchen Leverkühn dachte seufzend an ihren seltsamen Papa, der kurzen Prozeß gemacht haben würde. Und so kam man nicht über einige bescheidne Vorstellungen hinaus, die auf die berühmte Antonie, wie gesagt, gar keinen Eindruck machten. Und es zeigte sich die merkwürdige Anomalie, daß der strenge Parallelismus von drei Kräften keinen Kraftzuwachs brachte, oder mit andern Worten, daß drei junge Mädchen zusammen immer nur drei Hasen blieben.

So verging ein Vierteljahr. Die Miete mußte bezahlt werden, was Trudchen Leverkühn, die den Mietkontrakt unterzeichnet hatte, zu vermitteln hatte. Fräulein Scherbitz war die Pünktlichkeit selber gewesen. Aber die Grossi ließ nichts von sich sehen. Schon war Mittag vorüber. Man blamierte sich tödlich, wenn die Miete nicht auf die Minute bezahlt wurde. Trudchen zitterte schon vor Ungebuld. Es blieb nichts andres übrig, als die säumige Freundin zu erinnern. Eleonore Grossi that sehr unbefangen. Sie habe eben den kleinen Betrag nicht flüssig. Auch

habe die Sache ja keine Eile. Die Sache habe große Eile, erwiderte Trudchen entkräftet, und sie wenigstens hätte keine Lust, sich vor Probits zu blamieren.

Dann möchte man die Kleinigkeit auslegen, sagte Cleonore.

Fräulein Scherbitz lehnte mit kühler Bestimmtheit ab, für irgend jemand Verpflichtungen zu übernehmen. Was war zu thun? Trudchen mußte in die eigne Tasche greifen und die Miete auslegen.

Und diese Korridorlocke! Sie konnte einen Menschen nervös machen. Fortwährend klingelt es. Streichhölzer zu verkaufen, ein Weinreisender, ein Maufesallensmann, Strohdecken, Gott weiß, wer da alles kam. Und diese Bettler! In den vierten Stock gelangten sie nicht so leicht, und wenn einer sich einmal so hoch verstieg hatte, dann war er dem Schuster in die Hände gefallen, der ihn mit Hurra wieder hinabschaffte. Aber hier — es war, als wenn sie es gewußt hätten, daß hier drei alleinstehende Damen wohnten. Sie wußten es auch wirklich. Denn draußen an der Wand des Treppenhauses standen drei Dreiecke eingekragt, was in der Hieroglyphenschrift der Lumpen bedeutet: Hier giebt's nur drei Frauen. Und so kamen sie in Scharen und waren, wenn sie einmal in den Korridor eingedrungen waren, nur mit äußerster Mühe wieder hinauszuschaffen. Und nie war es genug, was sie kriegten, und immer war das Ende eine große Schimpferei.

Das war ja nun zwar lästig, wäre jedoch noch zu ertragen gewesen, aber man las in der Zeitung, daß Mord- und Raubankfälle in der Stadt auf einzeln stehende Damen, Lehrerinnen, Beamtinnen und Rentnerinnen verübt worden seien. Aller acht Tage wurde ein neuer Fall berichtet. Das war ja schrecklich. Neulich war keine drei Häuser weit ein Kerl bei einer alten Dame eingedrungen, und wer weiß, was geschehn wäre, wenn nicht glücklicherweise der Schornsteinfeger hinzugekommen wäre, der dem Mörder mit dem Besen über den Kopf gehauen hatte, ihn aber doch nicht dingfest machen können.

Unsre drei Wohnungsgenossenschaftler fürchteten sich nicht, Gott bewahre, aber sie erschrafen doch jedesmal, sobald die Thürlocke erklang. Es müßte doch scheußlich sein, so in der Blüte der Jahre von so einem Mörder abgemurkelt zu werden. Und drei alleinstehende Damen in einer Wohnung ohne männlichen Schutz, das mußte doch zu einem Mordanfalle förmlich herausfordern. Geht es denn wirklich nirgends in der Welt ohne diese Männer?

Wozu hatte man aber die berühmte Antonie ins Haus genommen? Wozu ertrug man ihre Tyrannei und Schulmeistereien und Röchengerüche, wenn nicht dazu, daß sie das Haus beschützte? Aber die berühmte Antonie war nie da, wenn man sie brauchte. Antonie war sozusagen christlich-vergnügungssüchtig. Sie mußte früh bei jeder Trauung sein und mit Gleichgesinnten die Kleider der Braut und der Brautjungfern besprechen, sie mußte nachmittags bei jedem Begräbnis zur Bildung des Frauenchors beitragen, sie durfte abends bei keiner Missionsstunde fehlen und mußte sich je nachdem für das Heil der Kaffern oder der Papuas begeistern, da konnte sie natürlich nicht zu Hause auf die Thür achten.

Sa, was noch schlimmer war, sie ließ selbst die Thür regelmäßig offen stehn. Erst neulich war ein Mensch bis in die Stube von Fräulein Scherbitz vorgedrungen. Fräulein Scherbitz war bis auf den Tod erschrocken, und es war nicht auszudenken gewesen, was hätte geschehn können, wenn nicht in diesem Augenblicke das Hoiottoho einer Walküre aus dem Zimmer von Fräulein Grossi erklingen wäre.

Nun aber machte man der Jungfer Antonie ernste Vorstellungen.

Na, was denn? erwiderte das Juwel, bei Schloßpredigers wurde die Thür nie zugeschlossen. Der selige Herr Schloßprediger — ach Gott, was war das für ein Mann! — sagte immer, es ist Sünde, sagte er, wenn man die Thür zuschließt. Und daß ich es Ihnen nur sage, Sie haben alle kein rechtes Gottvertrauen, sonst würden Sie sich nicht so haben.

Sprachs, ging zu einem Begräbnis erster Klasse mit Marischällen und dem großen Leichenwagen und ließ die Thür wieder offen stehn.

Das waren, wie gesagt, dunkle Punkte; im übrigen aber befand sich die Wohnungsgenossenschaft ganz wohl. Man zankte sich nicht. Die Leute sagen, daß manche weibliche Genossenschaft schon daran zu Grunde gegangen sei, daß man sich nicht vertragen habe. Man vertrug sich sehr gut. Fräulein Scherbitz kümmerte sich grundsätzlich nicht um das Wohl und Wehe anderer Leute, Eleonore Grossi schwebte in den oberen Regionen der Kunst und ließ in den irdischen Regionen alles gehn, wie es gehn wollte, und Trudchen machte alle Arbeit, die den andern unbequem war. Trudchen war energisch und praktisch und griff lieber selber zu, als mit andern lange Reden über das ob und wie auszutauschen.

Als der Herbst kam, hatte man Rat gehalten, wie man die Wohnung verschönern könnte. Zunächst bedurften die Fußböden eines neuen Anstrichs. Probstis waren nicht zu bewegen gewesen, etwas für die Wohnung zu thun; aber auf eigne Kosten den Maler kommen zu lassen, war eine zu teure Sache. Wißt ihr was? sagte Trudchen, wir streichen uns unsre Dielen selber. Fräulein Scherbitz hatte Bedenken, und Eleonore Grossi war zu solcher Arbeit unbrauchbar. Also blieb die Sache wieder bei Trudchen hängen, die sich auch nicht lange besann, Farben und Pinsel kaufte, ihre Stube auskrante, ein entsprechendes Kostüm anlegte, und während die beiden Genossinnen aufmerksam zuschauten, anfang, den Fußboden ihres Zimmers nach allen Regeln der Kunst anzustreichen.

Die Arbeit wurde sehr schön. Schon hatten Kleid, Hände und Gesicht ihr Teil Farbe abbekommen — Herr Gott, da klingelte es. Wo war Antonie? Antonie war natürlich nicht da. Wenn Trudchen die Thür nicht selbst zugeschlossen hätte, so hätte natürlich die Thür wieder aufgestanden, und man hätte den Menschen schon auf dem Halse. Eben erst hatte man von einem neuen Überfall auf eine dreiundsiebzigjährige Dame, die vor Schrecken krank geworden war, gelesen, wer sagte gut dafür, daß der da draußen nicht der Mörder war, der ein neues Opfer suchte? — Es klingelte wieder, hart, grausam, gewaltthätig. So konnte nur ein Mörder klingeln. Trudchen war aufgesprungen. Die Gesangsheroine zitterte, und Fräulein Scherbitz machte sich bereit, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen und die Thür zu verammeln. Aber etwas mußte geschehn. Trudchen schlich sich an die Korridorsthür und schaute durch das Guckloch. Da stand ein Mensch draußen mit breitkrempigem Hute, unter dem eine spitze Nase hervor sah, und einem Banditenmantel. Man sah nichts weiter als Hut, Nasenspitze und Mantel. In der Hand konnte er ganz gut ein Brecheisen und in der Tasche Dolch und Revolver tragen. Trudchen lehrte zurück und berichtete.

Wenn nur ein Dienstmädchen im Hause wäre, sagte Eleonore Grossi, die könnte aufmachen, und einem Dienstmädchen thut kein Mörder etwas. Und wir könnten uns einschließen.

Gut, sagte Trudchen, ich werde das Dienstmädchen vorstellen.

Der Mensch draußen klingelte schon wieder. Es war nicht mehr schön, wie er die Glocke in Bewegung setzte. Eleonore Grossi und Fräulein Scherbitz verschwanden in der nächsten Thür, die zum Musikzimmer führte, Trudchen nahm ihren Farbenpinsel in die Hand, entschlossen, dem Menschen, wenn er sich irgend gewaltthätig zeigen würde, mit dem Pinsel und Sikkativ in die Augen zu fahren, was auch ein Mörder nicht vertragen kann.

Sie öffnete. Da stand ein ganz gefährlicher Mensch vor ihr. Ein bleiches, bartloses Gesicht, aus dem eine krumme, scharfe Nase hervor sah, eingekniffener Mund, stechende Augen, dazu ein Garibaldihut und ein Radmantel, dessen rechter Flügel über die linke Schulter geworfen war. In der Hand trug er eine Papiervolle. Was aber war in dieser Rolle? Niemand konnte es wissen. Trudchen erschrak und faßte ihre Waffe fester. Ach, es war nur ein Ölfarbenpinsel, und sie war, obwohl Vorsteherin einer Wohnungsgenossenschaft, doch nur ein Mädchen, das sich vor jedem Manne fürchten mußte. Doch sie ließ sich nichts merken, sondern fragte schnippisch, was der Herr wolle.

Der Mann in der Thür antwortete mit lauter, tönender Stimme, daß er die Grossi sprechen wolle.

Die Grossi? Was das für eine Ausdrucksweise war! — Ach, Sie meinen Fräulein Grossi? fragte Trudchen.

Meinetwegen Madame Grossi, sagte der Mensch. Aber bitte, ein bißchen hopp! hopp! Ich stehe hier schon eine halbe Stunde.

Wollen der Herr nicht näher treten? fragte Trudchen. Aber wohin mit ihm? In Fräulein Grossis Zimmer sah es schlimm aus, auch war die Sängerin keineswegs in empfangsmäßigem Anzuge. Auf dem Korridor und in ihrem Zimmer herrschte der Greuel der Verwüstung, blieb also nur der Scherbiß Zimmer übrig. Dahin führte sie ihn. Es roch dort zwar nach Tabak, aber das half num nichts. Sie setzte einen Stuhl in die Mitte der Stube, bat Platz zu nehmen und verschwand. Gott sei Dank, bis jetzt war es gut gegangen.

Als Trudchen ihrer Freundin mitteilte, daß sie gewünscht werde, wollte diese verzweifeln. Sie raste im Zimmer umher und erklärte, daß sie nicht für alle Schätze der Welt hingehn werde. — Aber es gehe doch nicht an, den Menschen vergeblich warten zu lassen. — Trudchen möchte mitkommen. — Das gehe auch nicht, da Trudchen ja die Rolle des Dienstmädchens spiele. — Sie sei auch nicht angezogen. — Dann solle sie schnell Toilette machen.

Herr Gott, da klingelte es schon wieder. Es waren der Briefbote und ein Dienstmann. Der Dienstmann brachte ein lose zusammengefaltetes Paket in Gestalt einer Düte für Trudchen, und der Briefbote einen amtlichen Brief für Fräulein Scherbiß. — Man möge alles nur dort auf den Tisch legen.

Die Grossi vermochte es kaum, mit ihren zitternden Händen ihr Kleid anzuziehen. Beide Freundinnen halfen, und so wurde man endlich fertig. Trudchen schlich zu der Thür von Fräulein Scherbißens Zimmer und schaute durch die Thürspalte. Der Mensch saß noch immer auf seinem Stuhle, pfiß und trat dazu den Takt mit dem Fuße. Daraus war freilich nicht mit Sicherheit zu schließen, ob er zu den guten oder den bösen Menschen gehöre. Als man Cleonore Grossi dem Menschen zuführte, sträubte sie sich, als wenn sie zum Schafott geführt würde, aber es half ihr nichts. Trudchen steckte ihr noch einen Galanteriedolch in die Hand, daß sie ihn im Kleide verberge und auf alle Fälle gerüstet wäre. Als man sie durch die Thür schob, sah man noch, wie sich der Mensch erhob, und wie Cleonore ihren Dolch in der Verwirrung auf die Erde fallen ließ. Dann war es still, eine lange, lange Zeit. Trudchen und Fräulein Scherbiß, die vor der Thür stehn geblieben waren, sahen sich besorgt an. War es nicht unrecht gewesen, daß sie ihre Freundin allein in die furchtbare Gefahr hinausgestoßen hatten? Es war tödlich still im Zimmer. Vielleicht war schon alles vorüber, und Cleonore Grossi lag abgemurkst am Boden. Da rückte ein Stuhl, und die tönende Stimme des Menschen sagte etwas abschließendes. Dann that sich die Thür auf, und Fräulein Cleonore Grossi erschien in der geöffneten Thür mit dem Ausdruck strahlenden Glücks. Und auch der Mensch sah entschieden menschlicher aus.

Die Grossi sagte: Mein lieber Herr Direktor, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Freundinnen vorstelle, Fräulein Scherbiß, Postschwedin und — Trudchen winkte ab und suchte die Grossi daran zu erinnern, daß sie, Trudchen, ja Dienstmädchen sei; aber sie merkte nichts — und Fräulein Leberkühn —

Mädchen für alles, sagte Trudchen, einen Knicks hinsetzend.

Herr Direktor Kuchenreuter, fuhr die Grossi fort, der mir eben ein Engagement für B. überbracht hat.

Das ist famos, rief Trudchen und fiel ihrer Freundin jubelnd um den Hals.

Der Direktor sah sich die Szene mit Verwunderung an und sagte: Erlauben Sie mal, meine Damen, Sie scheinen ja hier ein merkwürdiges Kollegium zu bilden.

Thun wir auch, sagte Trudchen, eine Wohnungsgenossenschaft auf wissenschaft-

licher Grundlage mit dem Koeffizienten 0,8505. Ein kleiner, ganz moderner national-ökonomischer Staat.

Es scheint mir aber, fuhr der Direktor fort, daß ich Ihren famosen Staat eben gesprengt habe. Denn die Grossi nehme ich gleich mit. Und Sie kriegen sie auch nicht wieder. Also auf Wiedersehen fünf Uhr neunzehn zum Schnellzuge! Habe die Ehre, meine Damen.

O weh! Das war freilich eine betrübende Folge des frohen Ereignisses.

Fräulein Scherbitz griff in die Tasche und brachte ihren Brief heraus, den der Postbote gebracht hatte, und sagte etwas verlegen: Was ich sagen wollte, ich habe hier meine Verletzung nach H. bekommen. Ich werde zum nächsten Ersten auch aus der Genossenschaft ausscheiden müssen.

O weh! Ein einziger Augenblick, und die Wohnungsgenossenschaft zerfiel in Atome. Und Trudchen Leverkühn, die allein übrig blieb, saß da mit der Wohnung und der Miete und der berühmten Antonie. Würde es sich der Mühe verlohnen, die Genossenschaft zu rekonstruieren mit der gewissen Aussicht, daß sie über Nacht doch wieder auseinander fliegen werde? Gab es denn für einzelne Damen keine dauernden Bande als Ehebande? Gab es denn keinen soliden Parallelismus der Kräfte in der Welt als das harte Muß?

Fräulein Scherbitz und Leonore Grossi waren mit ihren eignen Angelegenheiten zu lebhaft beschäftigt, als daß sie sich hätten um Trudchen Leverkühn und deren Sorgen bekümmern können, und so wandte sie sich traurig ihrer Arbeit wieder zu. Was half ihr nun ihr Anstrich? Am liebsten hätte sie den Pinsel in die Ecke geworfen. Aber das ging doch nicht. Die angefangne Arbeit mußte zu Ende geführt werden. Und so setzte sie sich auf die Erde und strich ihre Farbe auf und seufzte zum Erbarmen

Da seufzte es hinter ihr eben so tief. Trudchen sah sich erschrocken um. Wer stand da in der Thür im Frack und weißer Binde? Herr Gustav Vulpus.

Wie mich das dauert, sagte Herr Gustav Vulpus, so jung und so hübsch und so klug, und so arbeiten müssen, wie ein Diensthote, und dabei so unglücklich! — wie mich das dauert!

Dem guten Gustav Vulpus traten die hellen Thränen in die Augen.

Trudchen errötete vor Unwillen und rief: Was wollen Sie hier, wer hat Ihnen erlaubt —

Aber Fräulein Leverkühn, sagte Gustav Vulpus demütig, Sie haben doch mein Bouquet und den Brief erhalten, worin ich geschrieben habe, ich würde mir die Freiheit nehmen, zu kommen, wenn Sie es mir nicht verböten.

Was für ein Bouquet? Da lag das Paket, worin unzweifelhaft Bouquet und Brief enthalten waren, noch uneröffnet auf dem Tisch. Man hatte es über den schrecklichen Ereignissen der letzten Stunden völlig aus dem Auge verloren. Wenn nun Gustav Vulpus kam, wenn er sich Hoffnung gemacht hatte, so war sie, Trudchen, nicht ohne Schuld. Sie durfte also ihren treuen Verehrer nicht ungnädig behandeln. So bat sie ihn lachend, Platz zu nehmen, und man setzte sich auf das Kanapee, das auf einer noch ungestrichnen Insel der Stube stand. Und Gustav Vulpus hätte seinen Cylinder beinahe in die frische Farbe gesetzt. Und Trudchen, deren Herz übervoll war, erzählte auf die Frage Gustavs, warum sie so geseufzt hätte, die traurige Geschichte von der Wohnungsgenossenschaft, und daß sie jetzt auch ausziehen und zu einem Schuster im vierten Stocke zurückkehren müsse. Denn sie allein könnte die große Wohnung nicht brauchen und auch nicht bezahlen. Und es sei doch hier gar zu hübsch gewesen.

Fräulein Trudchen, sagte Herr Vulpus, der mit innigem Anteil zugehört hatte, und der es schon wagte, Fräulein Trudchen zu sagen, Sie brauchen nicht ausziehen. Das Seifengeschäft muß sowieso vergrößert werden, und dazu kann ich meine Wohnung sehr gut gebrauchen. Nun will ich Ihnen was vorschlagen. Sie bleiben wohnen, und ich trete in die Genossenschaft als zweiter Teilhaber ein. Meinetswegen gleich zum ersten Januar. Wollen Sie?

Was wollte Trudchen machen? Sie sagte Ja und nahm ihren Seifenfabrikanten — der Wohnung wegen, wie sie später behauptete, seiner mitleidigen Augen wegen, wie sich die Sache wirklich verhielt. Das geschah aber nicht in der halb gestrichenen Wohnung, sondern später im Hause der Frau Mutter, wie sich das gehörte.

Und die berühmte Antonie erhielt ihre Kündigung. Dafür hielt sie den beiden übrigen Genossenschaftertinnen bei der nächsten Gelegenheit eine Strafpredigt und schloß: Und daß ich es Ihnen nur sage, ich habe es schon lange zu der Matern gesagt, daß ich in diesem gottlosen Hause nicht bleibe, wo man nichts weiter thut, wie singen und rauchen und auf Triumphstühlen herumliegen, und wo man nicht einmal Zeit hat, zu einem feinen Begräbnisse zu gehn.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa, die Vereinigten Staaten und Südamerika. Ein Zusammenwirken zwischen Deutschland und England im fernen Ausland ist, mit Ausnahme der chinesischen Wirren, an deren Unterdrückung sich alle Mächte beteiligten, bis jetzt nur in dem einen Fall eingetreten, der augenblicklich die Welt beschäftigt. Die gemeinsame Aktion britischer und deutscher Kriegsschiffe an der venezolanischen Küste ist schon aus diesem Grunde ein wichtiger Vorgang, ganz abgesehen von seiner sonstigen Bedeutung. Sie beweist, was viele von Britenhaß verblendete Deutsche nicht zugeben wollen, daß ein Zusammengehn zwischen Deutschland und England gegebenenfalls sehr wohl von Wert sein kann. Und mehr als die Möglichkeit eines Zusammenwirkens in einem Einzelfall hat niemand gewollt. Nur diese darf nicht durch eine Geschäftspolitik, die sich stellenweise bis zum Paroxysmus gesteigert hatte, versperrt werden. An ein allgemeines Bündnis denkt kein Deutscher, ganz einerlei, wie sich England dazu stellt. Das britische Weltreich wäre vielleicht für ein Bündnis mit Deutschland zu haben, wenn wir ihm den Besitz Indiens gegen Rußland verbürgen wollten. Darauf kann das Deutsche Reich sich selbstverständlich niemals einlassen. England wäre dann „sein heraus,“ es hätte den Vorteil von Indien, während uns die Verteidigung dieses englischen Besitzes unter Herausforderung des russischen Hasses auf unser Haupt verbliebe. Und hier handelt es sich nur um ein Entweder—Oder, ein Mittelding giebt es nicht.

Auf einem völlig andern Blatt steht die Frage, ob wir uns die Bahn frei halten wollen, um gegebenenfalls mit England in Fragen zusammen zu wirken, die uns gerade so nahe berühren wie die Briten. Deren lassen sich sehr viele konstruieren, doch wäre es thöricht, sie hier aufzählen zu wollen. Eine haben wir ja in concreto vor uns: die venezolanische, und hier ist die gemeinsame oder parallele Aktion in vollem Gange. Dabei liegen aber die wichtigsten Fragen nicht im Vordergrund der Bühne, sondern weiter zurück, teilweise noch hinter den Kulissen. Venezuela hat 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner auf einem Gebiet von der doppelten Größe Deutschlands. Ein solcher Staat ist in der Aggressive ohnmächtig, in der Defensive stark. Will man mehr thun als die Häfen in Beschlag nehmen, so steht man vor einer schwierigen Aufgabe. Die Besetzung der Häfen hätten wir auch ohne England leicht ausführen können. Aber alsdann wäre ein gellendes Geschrei erhoben worden, das jedenfalls Deutschlands Ruf noch schlechter gemacht hätte, als er durch Unbesonnenheit und Ruhmredigkeit auf unsrer und Verleumdung auf feindlicher Seite schon ist; es hätte vielleicht eine unfreundliche Haltung der Vereinigten Staaten heraufbeschworen, sicherlich aber die Widerstandskraft der Venezolaner gehoben und Leben und Eigentum unsrer im Orinokostaat wohnenden Landsleute noch mehr bedroht. Das Zusammenwirken mit England hat dies alles